



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zwei kulturgeschichtliche Werke. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zwei kulturgeschichtliche Werke

1

Ein Landsleuten gebührt der Vortritt; darum mußte der unten genannte Engländer*) wiederholt zurückgeschoben werden, und da wir beschlossen, Pastor mit ihm zu verkoppeln, so hat auch der ein reichliches Sährchen warten müssen. Sie orientieren beide sehr gut über den gegenwärtigen Stand ihrer Wissenschaft, und zwar über zwei Richtungen dieser Wissenschaft: Pastor vertritt die phantastische Konstruktion, Jones die solide Forschung. Trotz der heutigen Schnelllebigkeit darf man hoffentlich das, was sie bieten, noch dem gegenwärtigen Stande zurechnen; wäre es doch schlimm bestellt um die Ergebnisse der Wissenschaft, wenn sie nicht einmal drei Jahre lang Geltung beanspruchen könnten.

Pastors Buch, nur 283 Seiten, ist das an Umfang kleinere, umspannt aber einen bei weitem größern Zeitraum als das andre, mit Index 543 Seiten starke: vom Nebelstadium der Erde bis auf Kaiser Wilhelm den Zweiten. Es ist ein kühner und geistreicher Versuch, die ganze Menschheitsgeschichte von einem einzigen Gesichtspunkt aus streng naturwissenschaftlich zu konstruieren. Man darf das Bild dieser Geschichte, das er entrollt, erhaben nennen, aber vom Erhabnen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, und hier war nicht einmal ein Schritt zu tun, denn der streng naturwissenschaftlichen Auffassung der Menschheitsgeschichte ist das Lächerliche immanent. Der Verfasser geht von dem Anblick aus, den die Erdoberfläche dem Luftschiffer darbietet. Wald, Wiese und Wasser erscheinen als ein Netzwerk von „grotesken, unruhigen Linien, als tausend Verzästelungen einer launischen Filigrankunst“. Einen ganz andern Stil zeigt das Gewebe, das der Mensch darüber spannt. „Kein willkürliches Hin und Her mehr, kein Spielen mit der Form: die gerade Linie, Bewußtsein und Klarheit herrscht überall.“ Geradlinig sind die neuen Straßen der Großstädte, sind die Eisenbahnen, die Tunnel, die Kanäle. Darin ist nun aber nicht etwa die Beherrschung der Natur durch den Menschenggeist zu erkennen, sondern umgekehrt ist der Menschenggeist oder vielmehr, um im naturwissenschaftlichen Sprachgebrauch zu bleiben, das Menschenhirn nur Organ für den Naturwillen, für den Willen der Erde, unser Sterns, der durch dieses Werkzeug seine Oberfläche umgestaltet. „Und das Ende? Ein Stern, marsähnlich umgewandelt, in dem nichts, nichts mehr an die alte Welt erinnert, an den Filigranstil des silbernen

*) Willy Pastor: Die Erde in der Zeit des Menschen. Versuch einer naturwissenschaftlichen Kulturgeschichte. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs, 1904. — The Dawn of European Civilization by G. Hartwell Jones, Rector of Nutfield, Surrey. London, Kegan Paul, Trench, Trübner and Co., Ltd., 1903.

Wassergewebes.“ Schade nur, daß, wie die Zeitungen melden, die Astronomen anfangen, verschämt zu bekennen, daß sie die „Marskanäle“ Schiaparellis entweder gar nicht oder nur mit starker Anspannung ihrer Phantastietätigkeit zu sehen vermögen. Daß es Pastor mit der eingangs ausgesprochenen Auffassung voller Ernst ist, und daß sie nicht etwa bloß ein zur Ausschmückung verwandter geistreicher Einfall sein soll, beweisen ihre zahlreichen Wiederholungen in immer neuen Wendungen. Er erinnert an den berühmten Antigonechor: Viel Gewaltiges lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch. Die Geschichtschreiber wiederholten ihn in hundert und aberhundert Variationen. Der Glaube an den „siegreichen Kampf des Menschen gegen die Mächte der Natur“, wie man es jetzt weniger sophokleisch nenne, sei das geistige Band, das alle Teile ihrer exakten Forschung zusammenhalte. Über den Heroenkult spottete man jetzt, am Menschenkult halte die Eitelkeit um so fester. „Aber dieser Menschenkult ist etwas vorgalileisches, mindestens vorlamarkisches; und eine scharfe Auseinandersetzung mit solchem Aberglauben ist die erste Aufgabe für den Kulturhistoriker, der ein Ohr hat für die Harmonie der Sphären, dem die Erde nur ein Stern ist unter Sternen.“ Nicht gegen die Erde, heißt es eine Seite weiter, „sondern durch die Erde schufen Bäume oder Vulkane oder Eiszeitgletscher, was sie an der Erde modeln konnten. Soll es nun plötzlich so anders sein, wenn die planetare Kraft Anzapfpunkte in einer andern Gestaltung sucht, der Gestaltung Mensch?“ Und weiter: soll etwas neues geschaffen werden, so muß eine Spannung hervorgebracht, das Leben einem Hochdruck unterworfen werden. „Noch kennen wir bei weitem nicht alle Mittel, deren der Planet sich bediente, um das jeweilige höchste Leben unter solchen Hochdruck zu pressen. Eines dieser Mittel aber ist in hinreichender Klarheit untersucht: es bestand in den Eiszeiten. Er rechnet den Herdeninstinkt, der nichts persönliches, nichts individuelles gelten läßt, zu den Bedingungen, unter denen „die einzelnen Arten der Erde zu wesentlichen Umbildungen verhelfen konnten“. Im Mittelalter hat sich die Naturkraft, die früher in Gestalt von Wald, Wasser, Nebel dem deutschen Boden entstiegen war, zurückgezogen in ummauerte Städte, die Geißform angenommen, sodaß dieses Germanenvolk „von der Erde Gnaden mächtig wurde“. Die germanische Intelligenz schafft „alle die zahllosen Erfindungen, die heute den Planeten umformen“. „Die bessern Truppen soll England [im Ringen mit seinen Gegnern und Konkurrenten] gestellt haben, die stärkern Schiffe? Nein: es hat sich am besten auf die große Aufgabe verstanden, die das Jahrhundert, der planetare Wille verlangte, die Aufgabe, die elementaren Mächte in die Arbeit des Menschen hineinzuverweben.“ Und vorher: „Germanen, nur Germanen haben die großen Erfindungen geleistet, die langsam unserm Planeten ein andres Gesicht verleihen.“

Gewiß haben sie das; wir sind stolz darauf und schöpfen daraus frohe Hoffnung auf die Zukunft unsers Volkes. Aber nicht von der Erde Gnaden haben sie es getan, als Werkzeuge des Planeten, der durch sie seine Oberfläche mit einem geradlinigen Netzwerk bedecken will, ehe er der drohenden Erstarrung anheimfällt, sondern in Ausführung des göttlichen Gebotes: Seid fruchtbar und mehret euch, und erfüllet die Erde, und machet sie euch untertan. Und

sie werden dabei hoffentlich so gescheit sein, daß sie die Geradlinigkeit nicht bis zu der — wahrscheinlich bloß eingebilddeten — Marsform treiben, sondern es machen wie unsre Großväter, die vor hundert Jahren vom französischen zum englischen Gartenstil übergegangen sind. Kann es etwas lächerlicheres geben als den Gedanken, daß alle Menschenseelen mit ihren Freuden und Schmerzen, ihrem Sehnen und Hoffen, daß alle Großgeister, alle Dichter und Denker, alle Maler und Musiker, alle Helden und Märtyrer nichts sein sollen als Werkzeuge der Erde zur Umgestaltung ihrer Oberfläche? Muß es diesem aus Erden und Metallen bestehenden Klumpen nicht völlig gleichgiltig sein, wie seine Oberfläche aussieht? So gleichgiltig wie dem einzelnen Steine, der nicht das geringste dagegen einzuwenden hat, wenn man ihn zerträgt oder behaut, der aber auch nicht im geringsten danach verlangt? Aus der Harmonie der Sphären soll man solchen Unsinn heraus hören? Die Sphären haben keine andre Harmonie, als die ein vernünftiges Wesen in sie hineinhört. Die gesamte feste, flüssige und gasförmige Materie, sie mag sich im Zustande des Urnebels befinden oder zu Systemen rotierender und rollender Kugeln gestaltet sein, ist für sich selbst eine schlecht hin gleichgiltige und wertlose Masse, nicht mehr wert als ein Rotklümpchen, das ein Hingefallener von seinem Beinleid abwischt. Was den Sonnen und den Planeten Bedeutung verleiht, das ist ganz allein der doppelte Dienst, den sie vernünftigen Geschöpfen leisten, indem sie sich ihnen einerseits als Wohnplatz, Nahrungspender, Werkstatt und Werkzeugkasten darbieten, andererseits als Gegenstände der wissenschaftlichen Erforschung und der ästhetischen Betrachtung: als Ton-, Farben- und Formensymphonie. Immerhin bedeutet Pastors Auffassung einen Fortschritt gegen den Darwinismus in seiner rohesten Gestalt. Dessen Gott ist die absolute Dummheit. Ursach-, ziel- und zwecklos durcheinanderwirbelnde Atome bringen rein zufällig alle Organismen zustande, unter ihnen auch den Menschen, indem äußerliche materielle Stöße und Berührungen, drückende, reibende, treibende, ausdehnende Körper der Umgebung chemische Verbindungen in Organismen und einen Organismus in den andern verwandeln, wobei, natürlich ebenfalls rein zufällig, in einer Anzahl solcher Gebilde plötzlich Bewußtsein aufblitzt, Eiweißklümpchen anfangen, zu empfinden, zu hören, zu sehen, sich selbst und ihre Umgebung zu beschauen und zu bearbeiten. Von einem Willen ist da keine Rede. Pastor kennt einen Willen, den Planetenwillen. Wie denkt er sich den? Da er Fechner einmal zitiert, darf man vermuten, daß er dessen Auffassung zuneigt, die den antik-scholastischen Glauben an Planetengeister erneuert hat. Wir halten diesen Glauben für phantastisch. Setzen wir ihn aber einmal voraus, so muß doch, damit der Kosmos nicht ins Chaos zurückfalle, Verständigung und unverbrüchliche Harmonie zwischen den Sternengeistern angenommen werden, und die ist nur möglich, wenn ein Weltgeist sie alle beseelt und beherrscht, sodaß als die unvermeidliche Konsequenz des Planetenwillens zuletzt der Theismus erscheint. Und haben wir den erst, dann kehrt sich das naturalistische Weltbild ganz von selbst wieder um. Haben wir den vernünftigen, den geistigen Urheber der Welt, so versteht es sich von selbst, daß dieser seine vernünftigen Geschöpfe nicht zum Dienste für Erden, Steine und Wasser, oder was sonst die Oberfläche der Planeten ausmachen mag,

sondern die Erden, Steine, Wässer und Bäume samt den die Planeten belebenden Sonnen zum Dienste seiner vernünftigen Geschöpfe geordnet hat. Ob man nun zwischen Gott und der uns bekannten Welt noch vermittelnde Dämonen, dienstbare Geister, seien es Planetengeister oder christliche Engel, annehmen will, das hängt vom Geschmack und dem Belieben des Einzelnen ab. Was über die Erfahrung, zu der aber die in der Welt herrschende Vernunft gehört, hinaus liegt, das bleibt dem freien Spiel der Phantasie preisgegeben.

Und die Phantasie schaltet und waltet ebenfalls frei in dem ungeheuern Gebiet aller Uranfänge, die sich sämtlich, wie auch Jones hervorhebt, der exakten Forschung entziehen. Pastor glaubt zu wissen, wie alles zugegangen ist bei der Rassenbildung. Mit Benka und Ernst Krause (Carus Sterne) nimmt er an, daß die Nöte der Eiszeit die arische Rasse geschaffen haben, und daß diese den Südländern die Kultur gebracht hat; daß die Kultur nicht, wie man früher glaubte, von Südosten nach Nordwesten, sondern aus dem europäischen Norden nach Afrika und Asien fortgeschritten ist. Was wir sonst bis jetzt über diese Hypothese gelesen haben, scheint uns so wenig wie Pastors Buch die Ansicht zu widerlegen, die wir bei der Besprechung von Krauses „Tuiskoland“ im dritten Bande des Jahrgangs 1892 der Grenzboten S. 212 ff. ausgesprochen haben. Wir wollen hier die Hauptstelle dieser Rezension wiederholen. Zunächst bemerkten wir, daß das Vorgeschiehtliche eben nicht Gegenstand der Geschichtsschreibung sein könne, und fuhren dann fort:

Bei der Frage, die Krause zu beantworten unternommen hat, waltet noch dazu der eigentümliche Umstand ob, daß wir noch gar nicht einmal wissen, was sie für einen Sinn hat. Was soll das heißen, Urheimat der Arier? [Untertitel von Tuiskoland]. Das Land, in dem die Arier auf Eschenbäumen gewachsen [Zsävonon erklärt Krause als Eschengeschlecht], oder von Gott erschaffen worden sind, oder sich aus Menschen anderer Rasse oder aus Tieren entwickelt haben? Viererlei glauben wir ohne alle prähistorische Gelehrsamkeit mit voller Klarheit zu erkennen und ganz bestimmt zu wissen. 1. Daß es edle und unedle Menschenrassen gibt. 2. Daß die Arier unter den edeln Rassen die edelste sind. 3. Daß diese Rasse die Fülle ihrer körperlichen Vorzüge nur in einem solchen Lande erwerben konnte, das einen ordentlichen, erfrischenden Winter hat, und solche Länder gibts in Hochasien auch. 4. Daß sich die Fülle ihrer geistigen Vorzüge nur in Europa entfalten konnte. Aber über ihren Ursprungsort vermag schon darum keine Wissenschaft Auskunft zu geben, weil nicht einmal der Begriff des Ursprungs oder der Entstehung feststeht und wissenschaftlich gar nicht festgestellt werden kann. Man bekennet sich entweder zum Schöpfungswunder (das mit der Entwicklungstheorie kombiniert werden kann: Veredlung eines schon vorhandenen Organismus durch einen göttlichen Eingriff) oder zur darwinischen Hypothese. Im ersten Falle ist als zweites Wunder die Verzweigung der Rassenkommenshaft des Urmenschen in Rassen anzunehmen. Dieses braucht nicht als plötzlich wirkend gedacht zu werden, sondern Gott kann die weitere Entwicklung so geleitet haben, daß natürliche Ursachen die erforderlichen anatomischen und physiologischen Veränderungen allmählich hervorbrachten. In einer kalten Gegend kann man sich den Urmenschen nicht gut denken, weil für Wesen mit nackter zarter Haut schon eine gewisse Summe von Erfahrungen und erworbenen Fertigkeiten dazu gehört, einen nordischen Winter lebendig zu überstehn, besonders da die menschliche Kindheit so lange dauert. Man wird deshalb annehmen müssen, daß Adam in einem milden Klima entweder als Arier erschaffen worden ist, daß aber nur die von seinen Nachkommen, die nordwärts zogen, die Merkmale der arischen Rasse festhielten und weiter entwickelten, oder daß er ein brauner Mensch von einer weniger edeln Bildung war,

und daß die Veredlung eines Zweiges seiner Nachkommenschaft teils auf asiatischen Gebirgen, teils in Europa vor sich gegangen ist. Glaubt man an die darwinische Hypothese, so nimmt man als Stammväter des Menschengeschlechts eine Gattung geschwänzter Baumtiere an, die sich mit der Zeit in die Gattungen der Vierhänder und der ungeschwänzten Zweihänder spaltete. Die Menschenrassen können dann eine aus der andern oder sämtlich unmittelbar aus verschiedenen Arten der zweihändigen Malen entsprungen sein. Nimmt man das zweite an und zugleich, daß die Arier in Nordeuropa entstanden seien, so müßte ein Zweig der Malen nach Europa gewandert sein, ehe sie sich zu vollkommenen Menschen entwickelten. Da aber die Affen nur im heißesten Klima fortkommen und gegen Kälte sehr empfindlich sind, so ist es wahrscheinlicher, daß ihre von denselben Vätern abstammenden, also auch in derselben Heimat entstandnen Brüder ebenfalls für ein Tropenklima organisiert waren. Demnach dürften nicht Wesen, die noch dem Affengeschlecht nahestanden, die nordischen Stammväter der Arier gewesen sein, sondern wirkliche Menschen, deren Fähigkeit, sich jedem Klima anzupassen, ja bekanntlich die aller Tierarten übertrifft. Der Ausdruck: Ursprung der Arier in Nordeuropa, würde also den Sinn haben, daß sich dieser edelste Menschenschlag hier aus einem unedlern, entweder aus einem der noch jetzt lebenden oder aus einem längst ausgestorbenen, entwickelt habe. Ehe nicht in dieser Weise festgestellt wird, was man mit dem Ursprunge der Arier meint — und das wäre eben nur auf dem Wege eines willkürlichen, also ganz unwissenschaftlichen Übereinkommens möglich —, scheint uns die Frage nach deren Urheimat gar keinen Sinn zu haben.

Pastor glaubt, daß die dritte, die diluviale Eiszeit das Menschentier oder den Tiermenschen zum Menschen gemacht habe. Die Kälte forme Wasserdünste zu Eiskristallen, Abkühlung verkrustete die Sterne. Es dürfte ihm schwer werden, wenn er es versuchen wollte, im einzelnen zu zeigen, wie die Kälte Tiere zu Menschen macht. Im allgemeinen ist die Kälte der Entwicklung der Organismen doch wahrlich nicht günstig; ein gewisser Kältegrad vernichtet alles Leben. Nur im Wasser, dessen Temperatur ja niemals unter den Gefrierpunkt sinken kann, wimmelt es auch im Norden von Tieren (niedrer Art); aber die Landtiere entfalten nur in milden Zonen großen Formenreichtum und fröhliches Leben. Schon der unbekannte Grieche, dessen Schrift über das Klima (*περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων*) unter dem Namen des Hippokrates umlief und von Aristoteles benutzt wurde, hat richtig erkannt, daß es nicht die Kälte ist, was die Europäer tüchtiger gemacht hat als die Asiaten, sondern der häufige und starke Wechsel der Temperatur und des Wetters, der beständig die Aufmerksamkeit in Spannung erhält, zum Nachdenken, zu Vorkehrungen, zu oftmaligem Wechsel der Entschliefungen zwingt. Eine Hauptschwierigkeit für die strengen Darwinianer bildet die Enthaarung des Menschentiers. Pastor sagt mit Bölsche: die Kälte macht nackt. Wieso? Nun, beständige Bedeckung des Kopfes hat zur Folge, daß man die Haare verliert. Im nordischen Winter hüllten sich die Tiermenschen in Pelze, und das hat sie enthaart. Aber die Tropenbewohner haben doch auch kein natürliches Haarleid mehr? Ja, die sind Nachkommen enthaarter Rückwandler aus dem Norden. Diese Rückwanderungen sind in verschiedenen Perioden erfolgt. Die ersten Rückwandler haben die behaarten Tiermenschen, die sie vorfanden, totgeschlagen, weil sie sie fürchteten. Sie selbst hatten sich erst nur wenig über den Tiermenschen emporgearbeitet, wie wir das an den Australiern, den Feuerländern sehen. Die spätern Schichten von Rückwandlern, die viel längere Zeiträume hindurch der bildenden Kraft der Kälte ausgefetzt

gewesen waren, wurden immer vollkommener und gescheiter, und die erschlugen nun nicht mehr die tierähnlichen Nachkommen der ersten Rückwanderer, sondern benutzten sie als Arbeitstiere. Ja, wenn man nur die nötige Zahl willkürlicher Voraussetzungen macht, kann man daraus eine ganz schöne Beschreibung der Ereignisse konstruieren, die sich vor der geschichtlichen Zeit zugetragen haben. Widerlegt können ja diese Voraussetzungen so wenig werden wie bewiesen, aber sehr wahrscheinlich sehen sie nicht aus. Ob die Kopfbedeckung die Hauptursache des Haarverlustes ist, das wäre erst noch durch eine genaue Statistik zu ermitteln. Die Bauerfrauen tragen in vielen Gegenden ihre Kopfbedeckung den ganzen Tag und bekommen trotzdem keine Glage, während die Bonvivants, denen der Schädel durch die Haare hindurchwächst, den Hut nur im Freien aufzusetzen pflegen. Wären die Menschen bloße Naturwesen, so würde sich nach dem Gesetze der Anpassung und Auslese ihr Haarleid im Norden zum Zottelpelz vervollständigt haben. Und das vielmalige Hin- und Zurückfluten zwischen Norden und Süden müßte doch wenigstens einigermaßen plausibel gemacht werden.

Es wurde oben bemerkt, daß die Menschen schon auf einer ziemlich hohen Kulturstufe stehn, also längst über die angenommene Tierheit hinaus sein mußten, wenn sie einen nordischen Winter überstehn sollten. Und daß sogar die tiefste Stufe des wirklichen Menschen noch durch eine unausfüllbare Kluft von der wirklichen Tierheit getrennt ist, gesteht Pastor selbst verblümt zu, indem er ganz richtig schreibt: „So widersinnig es klingt: es ist doch nur ein Gradunterschied, der die roheste Steinklinge trennt von der vollkommensten Dynamomaschine, und die Menschen, die jene erfanden, haben das größere geleistet.“ Zwischen der Steinklinge, die der Mensch gemeißelt hat, und dem Baumaß, den der Affe schwingt, besteht also nicht bloß ein Gradunterschied, und noch deutlicher wird das bei den Tierbildern auf Renntierstangen und Mammutzähnen (sie sollen nach Pastor und andern nicht erste Äußerungen des künstlerischen Bildnertriebes, sondern Zaubermittel gewesen sein), für die es in der Tierwelt gar kein Analogon gibt, obgleich doch der Affe Hände zum Zeichnen und in der Gefangenschaft oft genug Gelegenheit hat, das Zeichnen und Zeichnungen zu sehen. Unserer Überzeugung nach hat eben nur ein Schöpfungswunder, nicht allmähliche Entwicklung, den tierischen Organismus zum menschlichen steigern, das dumpfe tierische Triebleben zum bewußten geistigen Betrachten und Schaffen emporheben können. Die Kälte, um auf diese Kraft zurückzukommen, erzeugt Spannkraft, wenn sie nicht so lange anhält, daß unter ihr das Leben verkümmert, und der harte Kampf mit feindlichen Naturgewalten kräftigt den Leib wie den Charakter. Wir dürfen also glauben, daß die arische Rasse ihre Kraft, ihren Mut, ihre Schneidigkeit, ihre Frische einem längern Aufenthalt in nördlichen oder in hochgelegenen südlichen Ländern verdankt. Aber die Anlage zu den feinsten sittlichen, ästhetischen und wissenschaftlichen Kulturleistungen, die von den Hellenen vollbracht worden sind, und für die unsre germanischen Vorfäter sofort bei der Berührung mit ihnen Verständnis, Geschick und Lust bekundet haben, diese Anlage kann, falls sie nicht anerschaffen war, nur in einer heitern Umgebung und in verhältnismäßig glücklicher, bequemer Lage entstanden sein. Wir vermuten darum, daß diese Anlage schon vorhanden war, ehe die

Arier entweder in den Norden oder auf rauhe Gebirge Asiens verschlagen wurden, wo sie sich zu wilden Kriegshelden entwickelten, ohne ihr edles Gemüt und ihren reichen Geist einzubüßen. Und noch ein anderer Umstand verbietet uns, ihre Urheimat in nordischen Eiszüsten, in Sümpfen und Wäldern zu suchen. Pastor überschreibt ein Kapitel: „Das erste Haustier, das Feuer“. Mit dem ersten Haustiere meint er nämlich das Feuer. Aber wie die Menschen zu wirklichen Haustieren gekommen sein mögen, darüber scheint er nicht nachgedacht zu haben, sondern wiederholt nur, obwohl sonst in allem so neu und originell, die alte Ansicht, wonach die Menschen vom Jäger- zum Nomadenleben und von da zum Ackerbau übergegangen sein sollen. Nun hat vor zehn Jahren Eduard Hahn in seinem Buche: Die Haustiere und ihre Beziehung zur Wirtschaft des Menschen (Leipzig, Duncker und Humblot, 1896) nachgewiesen, daß diese Ansicht falsch ist. (Wir haben den Hauptinhalt des Buches im 35. Hefte des Jahrgangs 1898 der Grenzboten wiedergegeben.) Jägervölker werden niemals sesshaft, und echte Nomaden werden es nur sehr schwer. Die Russen verraten heute noch ihr Nomadenblut. Indem die Germanen nicht allein leicht sesshaft wurden, sondern geradezu nach Sesshaftigkeit strebten — ihre Wanderungen nach dem Süden hatten, im Unterschiede von denen der mancherlei Mongolenhorden, keinen andern Zweck als feste Niederlassung —, haben sie bewiesen, daß sie nur, in unwirtliche Gegenden verschlagen, gezwungen nomadisierten, solange und soweit ihnen die sesshafte Lebensweise ihrer Vorfahren verwehrt war. Und nun die Hauptsache! Jägervölker zähmen, außer dem Hunde, niemals Tiere, können sie bei ihrer Lebensweise gar nicht zähmen. Darum ist es undenkbar, daß das Hirtenleben aus dem Jägerleben hätte hervorgehen können. Die Tierzähmung und Tierzüchtung kann nur in Verbindung mit dem Ackerbau vor sich gegangen sein. Wie Hahn sie sich denkt, wollen wir hier nicht noch einmal ausführlich wiederholen, sondern nur kurz andeuten. Rinder wurden von den ansässigen Bauern in Umzäunungen gehalten, weil man sie zu Opfern für die Mondgöttin brauchte, der sie der Form ihrer Hörner wegen geheiligt waren. Dabei lernte man gelegentlich ihre Milch schätzen und kam allmählich darauf, durch Züchtung den Milchertrag zu vermehren, denn wilde Kühe geben gleich allen andern weiblichen Tieren nicht mehr Milch, als ihre Jungen nötig haben, wie auch wilde Schafe keine Wolle tragen. Auch die Kastration der Stiere war eine Kulthandlung: sie wurde bei den Tieren vorgenommen, die das Bild der Göttin von einem Orte zum andern zu befördern hatten; und so lernte man die Sanftmut des Ochsen kennen, die ihn zum Pflugtier geeignet machte. Erst von da an begann der eigentliche Ackerbau, der Anbau von Zerealien, dem der Hackbau von Wurzel- und Knollengewächsen vorangegangen war. Der Schauplatz dieser Entwicklung ist nach Hahn die Euphratniederung gewesen. Hier also, bei einem sesshaften Volke, ist die Kultur entstanden, nicht in Eiszüsten. (Als allererste Stufe — die paradiesische, muß man natürlich, und als Darwinianer erst recht, die Einsammlung wild wachsender Baumfrüchte annehmen, als zweite, auf der die Südseeinsulaner heute noch stehn, die Pflanzung und Pflege von Fruchtbäumen. Auch diese wird natürlich nur von sesshaften Menschen betrieben; ja wenn Halbnomaden sesshaft werden, so

ist es nicht der Ackerbau, sondern, wie wir zuerst von Hugo Delff gelernt haben, erst der Obst- oder Oliven- und Weinbau, der wirklich an die Scholle fesselt, weil ja der einmal gepflanzte Baum und Weinstock viele Jahre hindurch, in den ersten Jahren aber überhaupt noch keine Frucht gibt. Auf diese Stufe mag der Hackbau gefolgt sein, der wohl auch die Baumpflege begleitet hat und neben ihr aufgekommen ist.) Nun erst, als man Haustiere hatte, konnte sich vom Ackerbau das Hirtenleben abzweigen, indem man größere Herden außerhalb der Ansiedlungen weiden ließ, an Bergabhängen oder auf Steppen, die zum Anbau nicht geeignet oder der Entfernung wegen unbequem zu bestellen waren. Hahn scheint bis heute mit seiner Ansicht nicht durchgedrungen zu sein; Jones zitiert ihn einmal, ohne seinen Grundgedanken zu erwähnen. Uns hat er überzeugt, wenn wir auch nicht alle Einzelheiten seiner ausgesponnenen Hypothese für unanfechtbar halten.

Die Wanderungen des nordischen Riesengeschlechts an den Küsten hin südwärts verfolgt Pastor nach Krauses Vorgang an den Steindentmälern, die sie hinterlassen haben, den Megalithen: Baldersteinen, Menhirs, Cromlechs, Dolmen. Von den ägyptischen Pyramiden, Tempeln, Grabkammern, den „Babylonen“ der Euphratniederung, den pelasgischen Bauten liest er ab, wie die Söhne des Nordens die dunkelfarbigen Ureinwohner unterjocht hätten, von ihnen hinwiederum geistig unterjocht worden und dadurch — immer in Ausführung des Planetenwillens — zur Staatengründung befähigt worden seien; denn, schreibt er im Vorwort: „in einem Kunstwerk ist oft eine ganze Kultur auf eine knappe Formel gebracht; wer die Formensprache der Kunst zu lesen weiß, zieht aus dieser Lektüre reichern Gewinn als aus ganzen Bibliotheken voller Chroniken“. So findet er in dem Altar von Pergamon die Erklärung für die rasche Ausbreitung des Christentums. Die Skulpturen dieses berühmten Kunstwerks sollten den Sieg des Attalus über die Gallier verherrlichen. Dem Künstler oder den Künstlern war eine höfische Allegorie vorgeschrieben: die Sieger mußten die Masken olympischer Götter tragen, die Besiegten, in Schlangenleiber auslaufend, als Halbtiere erscheinen. Aber die unbekanntenen Künstler stehn auf der Seite der Unterlegnen. „Die niedergeworfnen Gallier sind nicht verhöhnt, und die Rauheit ihres Gesichts verklärt ein Adel, wie ihn nur ein mit ganzer Liebe schaffender Künstler verleihen konnte. . . . Wer vermöchte das Gesicht des jungen, schon hingefunknen Gegners der Athene zu vergessen. . . . Eine Allegorie verlangten die Herrscher von Pergamon, und eine Allegorie gaben die pergamenischen Künstler“, außer der bestellten noch ihre eigne. „Dieser Schrei der Verzweiflung, der da hundertstimmig hineingellt in die Pracht des Olympos, das ist der Ruf einer andern, besser fühlenden Zeit, für den sie damals noch kein Ohr hatten, die Herrscher nicht und das Volk nicht — nur die Namenlosen vom Pergamener Altar, die einen so scharfen und mitsühlenden Blick hatten für leidende Menschen.“ Sehr schön und sehr geistreich, aber lange vor diesen Künstlern haben doch die drei großen athenischen Tragiker mit deutlichen Worten und durch den Erfolg dieser Worte bewiesen, daß das Mitleid in der hellenischen Welt durchaus nichts neues und unerhörtes war. Sehr schön, und wahr dazu, äußert sich Pastor über Christus. Alle, die ihn deuten wollten, seien kläglich abgestürzt, die Strauß

und Renan seien bis zur Frivolität oberflächlich. Man müsse sich bescheiden und sich dem Bekenntnis „eines großen Heroenhistorikers“ anschließen: „An dieser Stelle muß ein Mann gestanden haben, der eine Macht war; wie der Mann aussah, und wie die Macht sich gerade in ihm aufspeicherte, das wissen wir nicht, aber wir sehen die Wirkungen, und die Wirkungen festzustellen, das muß uns genug sein.“

Viel Geistreiches, dem wir bald zustimmen können, bald widersprechen müssen, vernehmen wir über Griechenland und Rom, über deutsches Kaisertum, Dorf- und Stadtleben, romanische Kunst und Renaissance und über das Maschinenzeitalter. Was Pastor über die heutigen Ausichten der Deutschen und zum Preise Wilhelms des Zweiten sagt, wird jeden Patrioten mit der reinsten Freude erfüllen, nur muß man, um diese Freude zu genießen, den naturwissenschaftlichen Standpunkt des Verfassers vergessen, vergessen, daß dieses herrliche deutsche Volk doch auch nur eines der Werkzeuge ist, mit denen „der Stern“ sein Oberflächenbild geradlinig gestaltet.



Genealogisches

1



uf welchem wissenschaftlichen Gebiete gibt es für die Forschung eine Grenze? Die ehemals für undurchdringlich gehaltenen Scheidewände, durch die und über die hinaus der menschliche Geist, das niemals gesättigte Dursten nach neuen Quellen des Wissens, am Ende des Suchens angelangt zu sein schien, sind in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Höhen und in Tiefen gedungen, die vielfach bis dahin in ein mystisches und unerforschbares Nebelmeer getaucht zu sein schienen. Der menschliche Geist hat sich in seinem rastlosen Streben so viele Wege aufgedeckt, daß für die Wissenschaft, besonders auf dem Gebiete der Physik und der Chemie und in ihren der Praxis dienenden Anwendungen, grundsätzlich nichts mehr für unerreichbar gehalten wird.

Hierzu steht in einem gewissen Gegensatz die genealogische Forschung. Während sie früher, bis in das neunzehnte Jahrhundert hinauf, kühn und verwegene in ihren phantasievollen Aufstellungen und Behauptungen in nebelgraue Fernen zurückging, denen sie mit vieler gespreizter Grandezza die scheinbar ehrwürdige Toga tiefer Gelehrsamkeit umwarf und mit dem schillernden Schmuck bombastischer, gehaltloser Redensarten ausstaffierte, hat sie in den letzten Jahrzehnten die Grenzen ihres Forschungsgebiets wesentlich verengt. Sie hat den Horizont der Ursprungszeiten, in denen sie mehr kühn und gravitatisch als festen, gediegenen Schrittes umherstolzerte, stark eingezogen. Doch man darf deshalb keineswegs gering von der Genealogie denken; denn die Genealogie ist jedenfalls eine der ältesten Wissenschaften, ja höchst wahrscheinlich die älteste. Mit Recht sagt Gatterer, der 1761 bis 1762 sein „Handbuch der Genealogie